Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 11 (1921)

Heft: 51

Artikel: Rudolf Trabold

Autor: H.B.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-647074

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

„E, vomene große, schöne Garte dert am Bärg äne chumen i, mi seit ihm ds Paradisli.“

L. Bechstein: Weihnachtskantate.

„Das han i doch grad dänkt“, seit ds wyße, „i chume ja o vo dert; es het mi doch de no düecht, mir sygi der vorder Zyschtig zsäme i d'Stadt gfahre. Uesi Frou het is z'Märit gfüehrt uf e Parlamäntsplatz. Daß mir jetz da grad wider müesse zsäme cho, jetz bricht, wi isch es der gange!“ — — Ds rot Aschter het sys Chöpfli müehsam ufgha u sech wider e chlei bchymt u afa rede: „Also, chuum sy mer uf em Märit gsi, chunnt e Händler u chouft mi. Du bin i ine große, prächtige Laden yne cho, wi-n-i no myr Läbtig kene gseh ha; dert het me mi zwäg gmacht, e Draht um my Lyb ume trädelet u mi mit emene Huufe andere Schwöschtere in es wunderbars großes Vase ygstellt. Zmitts i anderne schöne Blueme inne bin i du gsi. U Tusigi u Tusigi vo Mönsche sy a mer verby u di meischte hei mi fründlig agluegt u aglächlet u bewunderet. „Ah, wi nätt, lue wi schön, ach wi wundervoll.“ So isch das di ganzi Zyt gange. Das het mer de wohl ta, i cha nid säge wie, u i ha mi afa uflah u meine. — „Eh, we d'doch sövel schön bisch gsi, warum het di de niemer ghouft,“ pängglet jetz ds wyße derzwüsche. — „I bi halt vil z'tüür gsi, es het mi niemer vermöge z'choufe u drum han i dörfe wyter glänze i däne prächtige Spiegle. Em Abe sy mer de alli rot u grüen belüüchtet worde, alls isch vor is zueche still gstanne u het is agstuunet — Oh, wi isch das albe schön gsi — gwüß, gwüß chan es im Himel obe nid schöner sy, nei gwüß nid — — — —“.

„Jä nu,“ het jetz ds wyße agfange, „da han i de richtig scho weniger z'rüehme. Es het mi lang niemer wölle am sälbe Zyschtig uf em Märit, es het gwüß scho zwölfi glütet am Münschter unne, wo äntlige e Frou cho isch mit eme bleiche u chummervolle Gsicht u verpläärete Auge u si myner erbarmet het. I ha gseh, daß si mit Müeh ds Gäld zsämebracht het für mi z'erhandle. — Si het mi heitreit in es armsäligs Stübeli vomene Hinderhuus, wo nie kei Sunne het häre gschine. Si het mi ine chachelgschirrige Hafe ta u mi vor ds Bettli vo ihrem chrankne Chindli gstellt. Di ganzi Nacht hei mer zsäme gwachet, di armi Frau un i, bi däm totchrankne Chindli u hei zum liebe Gott bättet, är möcht doch das zarte Läbe u der Mueter di einzigi Freud nid la stärbe. U zu allem Wache u Bätte het di gueti Frau no gschaffet, het gnäit so sträng si het möge, aber mängisch het si's nid meh gseh z'schaffe, wil ere d'Auge voll Träne sy gsi. Lang, lang het mi ds Chindli mit fieberige Auge agluegt un äntlige, äntlige het es drab chönne yschlafe. U wo's am Morge wider erwachet, isch es grettet gsi. I bi nid vom Bett ewägg cho. Di gueti Frau het mi pflegt u bsorget grad wi ihres chrankne Chinn u si hei beidi zsäme e grüsligi, grüsligi Freud gha a mer. „Lue,“ fahrt ds Wyße ganz ergelschteret wyter, „i ha nid viel gseh i mym Läbe, das nid, aber däne Lüt wo mi hei gha, däne bin i öppis gsi, däne han i öppis bedütet. — Si hei's nume zguet mit mer gmeint, si hei mer z'warm gha u drum bin i chrank worde. Aber i ha gseh, wi-n-es di armi Frau het duuret, wo si mi het ewägg gleit.“ — „I hätt nid wölle mit der tuusche,“ seits rote Aschter spitz u laht syner glehmte Blettli no einisch im chalte Luft ume wirble. — „Ömel i bi mer zfride,“ fahrt ds andere wyter, „jetz sy mer ömel am glychen Ort gläntet, we d'scho so vil schöner bisch gsi weder i u so schuderhaft bisch bewunderet worde.“ — — — „Ja, ja, aber weisch, we du wüßtisch, wi das schön isch gsi — oh, wenn i nume no en einzige Tag zrugg chönnt i di Pracht.“ Druf het ds rote afa weebere.

„Bisch jetz still, mir wei lieber bätte,“ seits ds wyße, leit syner schmale Blettli lysli zsäme u empfiehlt sy Seel em liebe Gott. — — Ds rote het no e Chehr gjammeret — äntlig wirds o still. Si sy beidi ygschlafe für nimmen z'erwache. — Da chunnt e Ma mit ere Bänne Schutt u schüttet di zweu Aschter zue.....

Rudolf Trabold.

In der Fremde ist der Schweiz ein echter, warmblütiger Heimatdichter erstanden. Wir hätten diese Tatsache eigentlich längst schon vermelden sollen. Im Jahre 1911 erschien bei A. Francke in Bern Rudolf Trabolds Roman „Zwei Dächer“. Es gab da bei allen Freunden der Heimatkunst ein erstauntes und freudiges Aufhorchen. Das Buch sah fast aus wie ein Programm: Heimatschutz übertragen auf das Gebiet der schönen Literatur, aber nicht nur im Stoff, sondern auch in der Darstellung. Die beiden Dächer: das auf dem währschaften altbernischen Bauernhaus in der Fröschegg und das verdrückte auf der modischen Villa in der Stadt, werden dem Dichter zu Symbolen einer bodenständigen und darum echten und achtenswerten und einer unechten, dem

Heimatgeist widersprechenden und darum verächtlichen Kultur. Und auch die Gestalten seines Romans waren auf diesen Gegensatz aufgebaut: auf der einen Seite die bejahende Großmutter Wälti und ihr rührend treuer Freund, der stolze, reiche Froscheggler, auf der andern der politisierende Nationalrat Wälti und seine aufgedonnerte welsche Frau; dazwischen das junge Geschlecht: der Miggeli Wälti, der glückliche Bauernbube und später unglückliche Gymnasianer und Stadtsohn, um dessen Seele die beiden Gruppen sich streiten; sein entwurzelter Schulfreund Hardi; dann die rothaarige Lini in der Wirtschaft zum Sandrain, Migges „erdmüstiges" und leidenschaftliches Bräutchen und späteres Frauchen. In diesen Figuren und in ihrem Spiel und Gegenspiel fand der Heimatschutzgedanke seine literarische Verkörperung. — Aber auch die sprachliche Darstellung wirkte neu und erfrischend; Gotthelfs und Kellers Art, ungescheut Ausdrücke des Dialektes in die Schriftsprache hinüberzunehmen und durch sie unmittelbarer das Volksempfinden auszudrücken, schien hier bewußt wieder aufgenommen zu sein. Ueberhaupt stach die ganze Darstellung, die schlicht und wahr und unbekümmert auf das Ziel los ging und alle Dinge gleich bei ihrem wahren Namen nannte, angenehm ab von aller unwahren und geistreichelnden Salonschriftstellerei.

Trabolds erstes Buch war ein Versprechen. Man wartete lange vergeblich auf ein neues Werk des Schriftstellers, der sich so hoffnungserweckend eingeführt hatte. Der Krieg brach aus. Die Grenzen wurden gesperrt, viele geistige Quellen wurden verschüttet.

Im Jahre des Völkerbundes 1920 endlich erschien Rudolf Trabolds 2. Roman: „Die Herrin auf Wulatten".[1]) Das Buch hatte lange keinen Verleger gefunden. Und doch war es wieder ein treffliches, heimatstarkes Buch. Ein Unstern waltete über ihm; die äußere Ausstattung läßt nicht erkennen, wie gediegen sein Inhalt ist; eine spätere Ausgabe muß das gut machen.

Trabold ist vor allem ein scharfer Menschenbeobachter. Seine Gestalten sind geschaut. Keine einzige Figur des Romanes ist vage und konstruiert. Im Gegenteil, Trabolds Menschen stehen wie lebendige Porträts vor uns, aber von poetischem Duft umwebt, so daß man die müßige Frage: wen hat er wohl gemeint? vergißt. Es ist ein großes Geheimnis um diese Kunst der Menschendarstellung; nur wenige Schriftsteller ergründen sie ganz.

Da steht vor uns, allen voran, die herrliche Elisabeth von Brunnwyl, eine Frauengestalt von großer innerer und äußerer Schönheit und Vollkommenheit. Die ganze leuchtende Ahnenreihe der edlen Frauengestalten unserer Schweizerliteratur, von Pestalozzis Gertrud bis zu Kellers Marie Salander und Gotthelfs Meieli oder Vreneli leuchtet aus ihr heraus. Ihr Schicksal und Erleben hat Aehnlichkeit mit dem der Heldin in Adolf Freys historischem Roman „Die Jungfrau von Wattenwyl". Auch Elisabeth ist die Erbin eines alten Patriziernamens, als Mädchen hintangesetzt, zugunsten des Bruders übervorteilt und sonst durch Standesvorurteile gehemmt und eingeengt. Aber da hier nicht wie dort eine historische Heldin die poetischen Kreise stört, wirkt ihr Bild menschlicher und darum wärmer und nachhaltiger. Noch eine literarische Figur darf hier mit Trabolds Elisabeth genannt werden: Maria Wasers Anna Waser. In der seelischen Anlage stehen sie sich gleich: sie empfinden echt weiblich, d. h. warm, mütterlich, weich, liebend, leidenschaftlich. Beide finden ihr Schicksal an jüngeren Männern. Nur gestaltet Trabold dieses Schicksal positiver als Maria Waser es tut. Er läßt seine Heldin nicht an einem unwürdigen schwachen Manne zugrunde gehen.

Sein Emanuel Beieler, obschon bloß ein Bauernbübchen von Herkunft, ist der Patrizierin ebenbürtig, er ist ein ganzer Mann. Er ist Künstler, aber keiner von der weichlichen Sorte, die dem Leben scheu aus dem Wege gehen.

[1]) Verlag W. Trösch, Olten.

Zwar ist auch Maler Beieler mit einer weichen empfindsamen Seele begabt; aber ein gesundes Bauernblut hält von ihm die Ansteckung fern, die dem jungen Künstler aus einer mor-

Rudolf Trabold.

biden Großstadtkunst droht. Beinahe ist „Die Herrin auf Wulatten" dem Verfasser unter der Hand zum richtigen Künstlerroman ausgewachsen. Die eigene Erfahrung in der Kunstübung verlockte zu fachlichen Exkursen. Sie stören nicht, denn sie sind voll abgegrenzt und wohl eingepaßt. Sie gehören zum Bild des Malerhelden. Das Malerauge kommt dem Verfasser sehr zu statten bei der Landschaftschilderung. Seine Kunst, landschaftliche Stimmungen, als Spiegelbild und Agens seelischer Zustände, zu malen, bewährt sich glänzend im eindrucksvollen Schlußkapitel. Hier legt Trabold mit vollem Pinsel noch die letzten satten Farben auf das Bild der Berner Landschaft, das er diskret aber mit sicheren Strichen während der Handlungsführung gezeichnet hat. Er kommt hier in der Kunst der sicheren Linienführung seinem geübten Landsmann von Tavel sehr nahe.

Auch die Nebenfiguren des Romans sind mit psychologischer Schärfe gezeichnet. Eine Prachtsgestalt, diese Mutter Beieler; scharf und sicher ist der Pächter Julius Beieler umrissen. Am wenigsten überzeugt die Gestalt der Albertine, der intriganten Freundin Elisabeths und verschrobenen Schriftstellerin; sie ist zu sehr Karrikatur, als daß man ihren Einfluß glaubhaft finden kann. Ueberhaupt, die negativen Figuren liegen Trabold nicht. Es ist dies ein Glück für ihn. Es stellt ihn dies auf die positive Lösung ein. Mit psychologischer Notwendigkeit mußte Elisabeth ihr Schicksal in den männlich starken Armen Emanuels finden.

Die positive Lösung ist bei dieser Einstellung des Dichters auf das Gute und Schöne in der Welt auch da gegeben, wo scheinbar tragische Schicksalsverwicklungen vorliegen. Sein berndeutsches Drama „Hurni Fritz"[1]) ist ein Beweis hiefür. Ein Ehedrama, das beinahe auf einen Selbstmord hinausläuft, schließlich noch versöhnlich, d. h. mit der

[1]) das ebenfalls im Verlag W. Trösch in Olten erschienen und kürzlich in einer prächtigen, abgerundeten Aufführung durch die Zytgloggegesellschaft in Bern geboten worden ist.

Perspektive auf einen glücklichen neuen Eheschluß nach erfolgter Scheidung von der unwürdigen ersten Frau enden lassen, das kann nur ein Künstler tun, der seiner Sache gewiß ist. Trabold ist es in diesem Falle. Er zeichnet wieder, wie im ersten Roman, warmblütiges Gegenwartsleben, das auch nicht an einem Endchen nach Literatur und Konstruktion riecht. Und wenn es doch möglich und wahr ist, daß eine herzlose und ehrgeizige Frau ihren Mann zu ihren egoistischen Zwecken mißbrauchen kann, daß ein tatendurstiger tüchtiger Mensch, wie Hurni Fritz einer ist, zu spät erst merkt, daß er einer solchen Frau verfallen ist, und zu spät erst sieht, daß eine andere ihn versteht und ihn glücklich machen kann — warum sollte nicht die Scheidung und die Wiederverehelichung die richtige Lösung dieses Konfliktes sein? Man mag einen „Positivismus", der so eng an das wirkliche Leben sich anschließt, als zu wenig künstlerisch, zu wenig literarisch empfinden. Wir können da nicht mitgehen. Uns packte das Drama, wie uns solche Fälle des wirklichen Lebens überhaupt ergreifen. Wir glauben, Trabolds positive Art, das Leben in der Dichtung zu korrigieren und gradlinig zu machen, wirkt befreiender als tausend Versuche unserer Pessimisten, es zu einer großen Tragödie umzudichten.

Zum Schluß noch einige biographische Notizen über den Dichter, damit der Leser weiß, von wem wir da lang und breit gesprochen haben. Rudolf Trabold ist am 26. Juli 1873 in Bern geboren. Seine Jugend verlebte er in unserer Stadt, fast sein ganzes übriges Leben aber im Ausland. In Genf und Paris studierte er Zahnheilkunde, in Straßburg bei Theodor Ziegler und Leitschuh Literatur- und Kunstgeschichte. Seinen Beruf als Zahnarzt übte er aus zuerst als Assistent in Frankreich, in der Schweiz, im Elsaß, in Oesterreich und Belgien; dann, 1903, etablierte er sich in Straßburg, von wo er sich kurz vor Kriegsausbruch nach Savoyen verpflanzte. Heute lebt und praktiziert er mit seinem Freunde im französischen Badeort Chambéry. Jedes Jahr verbringt er seine Ferien in seiner geliebten Schweiz, wo er dann seine Freunde aufsucht und ihnen sein Schweizerheimweh klagt. Sein neuestes Erzählbuch „Im Widerschein", dem wir die hier kürzlich abgedruckte Novelle „Der Heilige und die Witwe" entnommen, enthält viel Biographisches und sonst Besinnliches. Es sei mit den andern genannten Werken unsern Lesern im Hinblick auf die Festtage warm empfohlen. H. B.

Jakob Boßhart: Ein Rufer in der Wüste.

Roman. Leipzig-Zürich, Grethlein & Co. 1921.

Der Rufer in der Wüste ist Reinhart Stapfer, der Sohn eines Fabrikbesitzers in einer großen Schweizerstadt, der sich mit gewaltiger Tatkraft emporgeschwungen, aber durch seine Energie sich viele Feinde geschaffen und durch seine Härte die eigene Familie unglücklich gemacht hat. Der drohende Zusammenbruch des Geschäfts infolge gewagter Spekulationen und das häusliche Elend bringen den ganz anders gearteten Sohn, der dem Vater die Jugend geopfert, zu dem Entschluß, der leidenden Menschheit zu helfen. Mit den herrschenden Kreisen entzweit, vom Proletariat, zu dem er hinuntergestiegen ist, mit Mißtrauen, ja zum Teil mit Feindseligkeit betrachtet, wird er doch nicht müde, sich der Armen und Hilflosen anzunehmen. Von seinen Gegnern meuchlings überfallen, stirbt er infolge schwerer Verletzungen auf dem großväterlichen Bauernhofe, nach dem er sich immer gesehnt hat.

Das 413 Seiten umfassende Werk ist ein Zeitroman im weitesten Sinne des Wortes. Nicht nur führt es uns eine Fülle von Begebenheiten vor, die organisch miteinander verbunden sind, sondern auch eine Menge Menschen von ausgeprägter Eigenart; alle Probleme, welche die Gegenwart bringen, alle Bestrebungen und Richtungen stellen ihre Vertreter. Wir finden den standesbewußten Patrizier, den fortschrittlichen Großindustriellen, Politiker und Kriegsobersten, den alten Bauern von altem Schrot und Korn, den entarteten und den entwurzelten Bauern, den deutschen Geschäftsmann, der in der Schweiz Stimmung für sein Vaterland machen will, den von einer Partei zur andern schwankenden Zeitungsschreiber, den fanatischen Arbeiterführer, den russischen Revolutionsprediger und den frommen Salutisten; den Trunkenbold, der sein armes Kind mißhandelt, und den geehrten Proletarier, der aus Not und Verzweiflung sich und seine Familie mit Gas vergiftet, endlich den Ueberseer, der sich das indische Ideal der Beschaulichkeit, der Unbekümmertheit zu eigen gemacht, aber seine Tochter dadurch ins Unglück treibt.

Dann die Frauengestalten: Die ahnenstolze Aristokratin, die Patrizierstochter, die im Sport ihre Befriedigung sucht, die duldende Gattin, die vor der Härte des Mannes in den See flüchtet, und ihre Tochter, die sich darüber bis zum Wahnsinn härmt, das unverdorbene, gemütvolle Landmädchen, die Proletarierin, die, von ihrem Geliebten verlassen, zur Dirne wird; die herzlose Vermieterin, die eine arme Familie auf die Gasse setzt — sie alle sind mit kräftigen Strichen gezeichnet.

Und was erleben wir nicht alles! Ein eidgenössisches Schützenfest, ein militärisches Manöver, den Kaiserempfang, den Kriegsausbruch, den Generalstreik — das alles in inniger Beziehung zur Handlung des Romans und die Wendepunkte derselben bezeichnend. Und dabei welche Freude an der Natur, die auch als Erlöserin aus dem menschlichen Elend gepriesen wird; denn der Verfasser betrachtet die Stadt mit ihrer Industrie, ihrer Gewinn- und Genußsucht als die Quelle alles Uebels. In der Rückkehr zur ländlichen Einfachheit sieht der Held des Romans die Genesung der kranken Menschheit, nicht in der materiellen Besserstellung, die heute zu sehr in den Vordergrund gestellt wird.

Die schöne, oft bilderreiche Sprache, die auch an philosophischen Stellen nie von des Gedankens Blässe angekränkelt ist, verrät Vertiefung in die Natur und das Volkstum; darum ist der Roman auch so frisch und gesund. Die Einstellung des Verfassers zu den Fragen der Gegenwart zeigt eine Aeußerung des Helden der Erzählung am Schlusse des Werkes:

„Alles Große entstand auf dem Boden eines Vaterlandes, aus einem Volkskörper, und nicht in der Verschwommenheit irgend einer Zwischenstaatlichkeit." Reinhart erträumt sich ein Volk, das der Welt ein Menschheitsideal vorbildete sowie einst ein Freiheitsideal, und das als Keimzelle im großen Organismus aller wirkte." Dieses Ideal sieht er in der Güte und Menschenliebe, die er selbst in seiner Person verkörpert, ohne aber den ihm gebührenden Dank zu empfangen. Er wird als ein Schwärmer verspottet, aber seine Gedanken verdienen verwirklicht zu werden.

Jakob Boßharts Buch „Ein Rufer in der Wüste" ist sein umfangreichstes und gediegenstes Werk, aus der Zeit für die Zeit geschaffen und, wie Paul Siegfrieds „brennendes Herz", ein Werk von echt schweizerischem Gepräge, das unser eigenes Wesen widerspiegelt. Wir wünschen dem ebenso unterhaltenden als gehaltvollen Roman recht viele Leser.

Dr. H. Stickelberger.

En alti verschüpfti Tante.

Erinnerunge vo-me-ne ehemalige Brunngäßler. 5

Unvergäßlich und i guetem Andänke isch und blibt üse guete-n-alte Papa Franz Choli, gewäsene Züghuusbuechhalter, e grundbrave Ma vo guldluterem Charakter; er isch i sim Huus Nr. 20 im erschte Schtock gwohnt. I gseh ne no jitze, wie-n-er albez mit sim schön agroukte Meerschuumspitz u d'm Schtäcke mit Älfebeigriff d'Gaß uf träppelet isch gäge d's Büro zue im alte Züghuus. Si's vergitterete Fänschter het gäge Züghuusgaß use gluegt, wo me ne geng flißig hinter sine Büecher het gseh arbeite.